

dtv

Ein Selbstmordattentäter? Ein Sprengstoffgürtel? Nein, Nadim hatte nur seine Reiseunterlagen unterm Hemd mit schwarzem Isolierband auf die Haut geklebt. – Eine Friedenskonferenz in Rom. Dort beginnt die wechselvolle Feind-Freundschaft zwischen der israelisch-jüdischen Schriftstellerin Lizzie Doron und dem palästinensisch-muslimischen Journalisten Nadim. Beide stecken voller Vorurteile, die sie immer wieder an die Grenzen der Verständigung treiben, aber sie sprechen miteinander, lernen einander kennen. Sie begreifen, dass sie dieselbe Irrenanstalt bewohnen, nur in verschiedenen Gebäuden: Lizzie hat den Holocaust im Gepäck, Nadim die Nakba – die große Katastrophe –, wie die Palästinenser die Folgen des 48er-Krieges nennen. Lizzie und Nadim wollten zunächst das Terrain dieses Schauplatzes gemeinsam vermessen: Warum sitzt Nadims Frau nie mit am Tisch, wenn Lizzie zu Besuch kommt? Wie erträgt Nadim das Misstrauen von Lizzies Peace-Now-Freunden? Die Anfeindungen, die sein Kontakt mit einer Israelin unter den eigenen Leuten provoziert? Wieder und wieder gerät das gemeinsame Projekt ins Stocken, Nadims Leben in Gefahr ...

Lizzie Dorons Doku-Roman führt uns hautnah heran an einen unlösbar erscheinenden Konflikt – und doch scheint es manchmal, als hielten sich Verzweiflung und Hoffnung, auf eine gemeinsame Sprache, die Möglichkeit einer friedlichen Koexistenz, die Waage.

Lizzie Doron, geboren 1953 in Tel Aviv; heute lebt sie dort und in Berlin. Sie studierte Linguistik. Ihr erster Roman ›Ruhige Zeiten‹ wurde mit dem von Yad Vashem vergebenen Buchman-Preis ausgezeichnet. 2007 erhielt sie den Jeanette Schocken-Preis. In ihren Büchern verwebt Doron persönliche mit fiktionaler Geschichte. Von ihrem zentralen Thema – dem Schicksal der zweiten Generation – hat Lizzie Doron sich mit diesem Buch verabschiedet.

Lizzie Doron

Who the Fuck Is Kafka

Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

dtv

Von Lizzie Doron
sind bei dtv außerdem erschienen:
Das Schweigen meiner Mutter (14254)
Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen (14545)

Wir danken dem Manesse Verlag und dem Übersetzer
Armin Eidherr für die freundliche Genehmigung zum
Abdruck der Textstelle aus Scholem Alejchem,
»Tewje, der Milchmann«, auf Seite 171.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



3. Auflage 2017
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2015 by Lizzie Doron
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung nach einem Entwurf
von Wildes Blut, Atelier für Gestaltung.
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
von plainpicture/Mohamad Itani
Gesetzt aus der Fairfield light
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14484-1

*Dieses Buch ist Nadims Mutter gewidmet.
Und allen Müttern, die ihre Kinder dazu bewegen konnten,
Frieden zu wählen und nicht Krieg.*

Nadim ist ein fiktiver Held. Er steht für viele meiner palästinensischen Freunde, die ihre Geschichten mit mir teilen und mir auf diese Weise halfen, eine Figur wie ihn zu erschaffen, ein Buch wie dieses zu schreiben.

Lizzie Doron

Rabbi Chaim von Tzanz sagte:

In meiner Jugend brannte in mir die göttliche Flamme.

Ich glaubte, ich würde die ganze Welt verbessern.

Als ich älter wurde, erlosch die Flamme der Begeisterung, und ich sagte:

Die ganze Welt werde ich nicht mehr heilen, das liegt nicht in meiner Macht.

Ich werde versuchen, die Söhne meiner Stadt zu bessern.

Jahre vergingen, mir wurde klar, dass ich zu viel gewollt hatte.

Ich sagte: Es genügt mir, wenn ich die Menschen meines Hauses zum Guten führe.

Jetzt, am Abend meiner Tage, träume ich nicht mehr.

Ich habe nur noch einen Wunsch: Hoffentlich gelingt es mir wenigstens, mich selbst zu bessern.

Prolog

Tel Aviv, Juli 2014

Es ist ein gewöhnlicher Vormittag im Sommer. Die Sonne scheint, die große Stadt ist hell, und in Gaza tobt der Krieg.

Ich sitze an meinem Schreibtisch, mit Formulierungen und Interpunktion befasst, und dann heult die Sirene, zerbricht die Stille, mein Herz macht einen Satz, ich springe auf.

Aus dem Nebenzimmer kommt die trockene Stimme des Radiosprechers, der die Einwohner im Großraum Tel Aviv auffordert, sich in die Schutzräume zu begeben.

Meine Beine und Hände zittern, ich atme tief ein, schnappe mir aus der Küche noch eine Flasche Wasser und das Handy, das dort liegt, und renne zu unserem Schutzraum am Ende der Wohnung.

Ab dem ersten Ton der Sirene muss ich innerhalb von eineinhalb Minuten im Schutzraum sitzen.

Ich bin gehorsam, befolge genau die Anweisungen der Armee, also befinde ich mich wieder in dem Raum aus Stahlbeton, ohne Fenster, nur eine Stahltür. In diesem Raum gibt es Stühle für alle Familienmitglieder, eine Notbeleuchtung, einen Erste-Hilfe-Koffer, Gasmasken und eine Packung trockene, inzwischen abgelaufene Kekse vom letzten Krieg.

Der Raum ist klein, zwei Meter lang, zwei Meter breit, das ist der Schutzraum, der mein Leben retten soll.

An diesem Morgen bin ich allein zu Hause, ich sitze da und höre meinen Herzschlag und das Echo der Explosionen.

An diesem Morgen ist die Stimme des Krieges näher als je zuvor.

Ich schicke eilige SMS an meine Familie, um mich zu vergewissern, dass auch sie in einem Schutzraum sind, dann gibt es eine weitere Explosion und noch ein Sirenenheulen, und dann klingelt das Telefon.

Die Nummer ist unterdrückt.

Ich nehme das Gespräch an.

»Meine Liebe«, ich erkenne die Stimme sofort, »ich möchte, dass du weißt, du bist eingeladen, zu uns zu kommen. Ich nehme an, dass sie keine Raketen nach Jerusalem schicken werden, du sollst wissen, ab sofort ist mein Haus auch dein Haus, deines und das deiner ganzen Familie.«

»Wie geht es dir?«, frage ich. Meine Stimme zittert. Was für eine Geste, denke ich.

»So gut es eben geht«, antwortet er sachlich.

»Und, Nadim, kannst du mir vielleicht sagen, wie das alles weitergehen wird?« Schließlich ist er der Sachverständige für den Nahen Osten. Er, der mir über zwei Jahre lang nur über Telefon und Internet Lebenszeichen geschickt hatte.

An Feiertagen schickt er Textnachrichten oder er ruft an, auch an Geburtstagen und an unseren Gedenktagen.

Und immer verspricht er, dass wir uns wieder treffen, doch dann zieht er sich abermals zurück und verschwindet.

»Um auf deine Frage zu antworten«, sagt er, »ich glaube, dass alles immer noch schlimmer werden kann.«

Beide brechen wir in verzweifelt Lachen aus.

»Wie dem auch sei, ich danke dir für dein Angebot«, sage ich.
»Aber du weißt ...«

Er unterbricht mich, er lässt meine Absage nicht gelten.

»Du sollst wissen, dass du in Ost-Jerusalem ein Zuhause hast.«
Nadim will mir unbedingt klarmachen, dass er es ernst meint.

Am Ende des Gesprächs, wie hätte es anders sein können, versprechen wir uns gegenseitig, einander bald wiederzusehen.

Vier Tage später.

Es ist Abend, in Jerusalem heulen die Sirenen.

Ich rufe ihn an. »Und was jetzt?«

Nadim schweigt.

»Wo bist du?«, frage ich bedrückt. »Sag doch was.«

»Diesmal *verspreche* ich dir, dass wir uns wiedersehen, wenn wir das überleben«, sagt er.

»In Tel Aviv oder in Jerusalem?« Ich will konkret sein, ich will die Gelegenheit nutzen und dieses Treffen fest vereinbaren.

»In Rom«, sagt er. »Meine Liebe, treffen wir uns doch in Rom.«

Zwei Jahre zuvor, am Vorabend des Prozesses,

17. Juni 2012

»Er hat also gesagt, dass er morgen kommt?«

»Er wird kommen!«

Dani grinst. »Das glaubst du wirklich?«

»Vielleicht wäre es sogar besser, wenn er nicht kommt«, sage ich. »Der Oberste Gerichtshof wird auch ohne ihn tagen.«

»Auch den Frieden werden wir ohne die Palästinenser machen müssen«, bemerkt Dani trocken.

Sechs Uhr abends, und ich denke schon seit ein paar Stunden an Laila. Immer wieder sehe ich die Frau mit der ruhigen Stimme und den toten Augen vor mir. Die Frau, die gelernt hat, Blicke über die Baumwipfel zu schicken und nichts zu hoffen. Sie ist schlank und hübsch.

Ich denke an Nadim, der sich in Zyklen bewegt wie die Jahreszeiten – er kommt und geht, er kommt und geht, Herbst, Winter, Frühling und Sommer. Manchmal stürmisch, manchmal ruhig, manchmal blühend, manchmal welk, manchmal warm, manchmal kalt und wie erstarrt.

In seinem Leben gebe es nur gute oder schlechte Tage, Honig oder Zwiebel, beschrieb er selbst einmal seine inneren Konflikte.

Seit sechs Monaten habe ich Nadim nicht mehr gesehen, er weicht mir aus, beantwortet nur selten meine SMS.

»Wie geht es dir?«, habe ich ihn vor kurzem gefragt.

»Im Krieg wie im Krieg«, hat er geantwortet und mir das Herz schwer gemacht.

Rom

Cinecittà

»ICH BIN NADIM AUS JERUSALEM«, hörte ich einen Mann in fließendem Englisch und mit starkem arabischen Akzent sagen. Ich hatte den Vortragssaal zu spät betreten. Maria, die italienische Gastgeberin, eine etwa vierzigjährige Frau mit mediterranem Aussehen, brünettem Haar und der heiseren Stimme einer Raucherin, drängte mich, schnell meinen Platz auf dem Podium einzunehmen.

Ich gab mir Mühe, mich leise auf den freien Stuhl zu setzen, der mich erwartete, und betrachtete neugierig den Menschen, der jetzt sprach.

Die dämmerige Beleuchtung erschwerte mir die Sicht. Ich hörte Nadims warme, angenehme Stimme, und in meinem Kopf wurde eine andere Stimme laut.

»Operation gegossenes Blei« hatte der Nachrichtensprecher den Krieg genannt, der in dem Land herrschte, aus dem ich kam. Er berichtete, die Luftwaffe und Bodentruppen seien in Gaza eingedrungen und hätten das Feuer erwidert, als Reaktion auf Schüsse an der Grenze zum Gazastreifen. Er nannte die Terrororganisationen, die während der letzten Wochen über sechzig Raketen auf die grenznahen Siedlungen abgeschossen hatten.

Es war schon Krieg, als mich die Einladung zu einem Wochenende in Rom erreichte. Eine Vereinigung von Träumern, die die Realitäten im Nahen Osten verändern wollten, lud israelische

und palästinensische Friedensaktivisten zu einem dreitägigen Kongress ein.

Ich hatte zugesagt, war nach Rom gereist und lauschte jetzt den Worten Nadim Abu Henis aus Ost-Jerusalem.

»Ich kam vier Stunden vor dem Abflug zum Flughafen«, sagte er, »und gab dem Sicherheitsmenschen mein Ticket. Ich wurde zum Security Check geführt und der Willkür des Metalldetektors überlassen, der mir zu Ehren begeistert zu pfeifen begann. Man brachte mich in einen Nebenraum, und dort ging es los mit den Fragen. Ein Sicherheitsbeauftragter wollte wissen, wohin ich fuhr und warum. Ich sagte, ich führe nach Rom, um Frieden zu bringen. Bei diesen Worten brachen die Umstehenden in lautes Gelächter aus.«

Bevor ich das Haus verlassen hatte, hatte Dani, mein Mann, beklagt, dass uns dieser Traum viel Geld koste, seit Jahren würden wir meine Reisen in Sachen Frieden finanzieren. Für ihn, als Finanzberater, lohnten sich solche Ausgaben nicht. »Du bist schon seit dreißig Jahren damit beschäftigt, ohne dass es etwas gebracht hätte. Wärst du meine Klientin, hätte ich dir schon längst geraten, den Laden dichtzumachen.«

Ich hatte geschwiegen. Ich wusste, dass er Recht hatte.

»Vor dreißig Jahren bist du allerdings nur zu Demonstrationen gegangen«, erklärte er, »und das hat nichts gekostet.«

Etwas in mir sagte mir, dass dies eine meiner letzten Friedenskonferenzen sein würde.

»Danach werden wir nur noch für Kriege Geld ausgeben«, versprach ich, um Dani aufzumuntern.

Ich brachte die Gedanken, die mir durch den Kopf schossen, zum Schweigen und konzentrierte mich auf Nadims Worte.

»Ich verstehe«, sagte der Securitymensch mit übertriebenem Ernst und bat mich zu warten. Erst, nachdem er in seinem Rechner Informationen eingeholt hatte, erklärte er, ich sei vermutlich in Ordnung und entschuldigte sich dafür, dass er die Gefahr, die von meiner Familiensituation ausgehe, kontrollieren müsse. Er stellte eine Reihe von Fragen zu meiner Frau und meinen Kindern und erkundigte sich, ob unter ihnen ein Terrorist sei. Was Laila, meine Frau, betraf, fiel meine Antwort eindeutig aus, doch in Bezug auf meine Kinder, sagte ich, falle es mir schwer zu antworten, denn mein ältester Sohn sei zehneinhalb und der jüngere neun. Dann kamen die anderen Verwandten an die Reihe. Ich erklärte, dass ich acht Geschwister hätte, oder besser gesagt Schwestern, leider sei ich der einzige Sohn meines Vaters.

›Gibt es Terroristen in Ihrer Familie?‹, wollte er wissen.

Falls es einen Terroristen gibt, dachte ich, kann nur ich es sein. Meine Schwestern sind längst verheiratet und haben sich in alle Winde verstreut, sie leben in Jordanien, in Gaza, in Dubai, in Ägypten.

›Sind Sie Mitglied einer terroristischen Vereinigung?‹

›Nein.‹

›Hat sich jemand aus ihrer Familie an Terroraktionen beteiligt? Dafür gespendet? Sich freiwillig gemeldet?‹

Acht Mal antwortete ich mit Nein.

Über zwei Stunden später gestatte er mir zwar auszureisen, ließ mich aber wissen, dass das Flugzeug, mit dem ich fliegen wollte, schon gestartet sei. Er versuchte mich mit der Mitteilung zu beruhigen, dass gleich, das hieß in fünfeneinhalb Stunden, die nächste Maschine gehe, und mir war klar, dass ich auch diesmal die Zeit im Duty free shop vertrödeln würde.

Bestimmt verstand der Mann nicht, warum ich ihn anlächelte, er konnte ja nicht wissen, dass ich das Duty Free liebte, und das Duty Free liebte mich. Alle dort kannten mich – Nadim Abu Heni

aus Ost-Jerusalem, er kauft Schuhe, Hemden, Trainingsanzüge, Unterhosen ... er kauft alles, er hat immer Zeit.

Wie Sie gewiss verstanden haben, verpasste ich meinen geplanten Flug und kam verspätet in Rom an, dafür aber mit neuen Turnschuhen.« Er deutete auf seine Füße.

Im Publikum wurde wieder gelacht, und ich merkte, dass ich ebenfalls lachte.

»Ich bitte Sie, meine Verspätung zu entschuldigen«, schloss er.

Er weiß, wie man eine Geschichte erzählt, dachte ich bewundernd.

»Was tun Sie? Ich meine beruflich?«, erkundigte sich einer der Zuhörer.

»Für meinen Lebensunterhalt unterrichte ich Italienisch an der Universität, und in meiner Freizeit arbeite ich für Menschenrechtsorganisationen.«

»Was tun Sie da?«, fragte der Mann.

»Ich filme«, antwortete er kurz und schwieg.

»Sie filmen also das, was sie Ihnen antun?«, kam ein Ruf aus dem Publikum.

Nadim antwortete nicht, er hatte das Mikrofon schon an Maria weitergereicht.

Ich ahnte nicht, dass an diesem Tag etwas zwischen uns begann, und dass ich drei Jahre später an einem Juniabend in meiner Küche sitzen und mich fragen würde, ob wir uns am folgenden Morgen um elf Uhr dreißig bei Gericht treffen würden, wer hätte das gedacht?

Ich betrachtete ihn genauer, die schön geschwungenen Lippen, das runde Gesicht. Mein Blick blieb an den langen Wimpern

hängen, die seine Augen verschatteten. Eine hochgeschobene Brille mit silbernem Gestell schmückte sein Haar wie eine Krone.

Araber tragen keine Brille, schoss es mir durch den Kopf, und sofort schob ich diesen rassistischen Gedanken beiseite.

Das Publikum dankte Nadim mit einem Applaus für seine Rede.

Maria wandte sich mit einer Frage an mich.

»Ich bin aus Israel, aus Tel Aviv«, antwortete ich.

»Und, sind Sie am Flughafen auch ausgezogen worden?«, rief jemand.

Ich wollte dem netten Mann antworten, dass wir keine Flugzeuge kidnappten und keine Wohnblocks sprengten oder Bomben in Straßen explodieren ließen, und dass wir im allgemeinen auch keine Sprengladungen in Schultertaschen spazierentrugen, aber ich entschied, den Zwischenruf zu ignorieren. Höflich entschuldigte ich mich für meine Verspätung.

»Der Abflug verzögerte sich, wie üblich, aus Sicherheitsgründen, und deshalb bin ich zu spät gekommen.«

Abermals traf mich ein Zwischenruf: »Warum habt ihr wieder einen Krieg angefangen?«

Gewiss würde ich die Raketen gegen israelische Ziele nicht gegen die Kampfflugzeuge aufrechnen, die Hintergründe der Kämpfe waren schwer zu erklären, und um die Wahrheit zu sagen, war ich auch über die Einzelheiten nicht informiert. Ich beschloss, mich nicht auf eine direkte Konfrontation einzulassen.

»Der Staat Israel hat alle Juden aus der Diaspora aufgenommen, die vertrieben wurden«, fing ich stattdessen an. »In unser Land kamen Überlebende des Holocaust. Es kamen auch diejenigen, die vor der stalinistischen Bedrohung und vor den Pogromen in den arabischen Ländern flohen. Der Staat Israel ist im Grunde eine psychiatrische Anstalt für posttraumatisierte Juden.« Ich

überlegte, wie ich es erklären könnte. »Wir alle kamen nach Israel, um uns gegenseitig zu helfen, um Schutz vor einer existenziellen Bedrohung zu finden. Wir suchten Heilung für unsere Seele und unsere Körper, wir wollten unsere Traumata überwinden.«

Ich sagte, dass die Menschen in meinem Land hospitalisiert seien, dass sie sich nach einem normalen Leben sehnten, verzweifelt einen Arzt suchten, der ihnen Heilung und Ruhe bringe. »Die Menschen in diesem Land suchen nach einem Weg, um zu überleben. Doch bis heute, weder im Frieden noch im Krieg, haben sie die Ruhe und die Sicherheit gefunden, nach der sie sich sehnen.«

Ich sagte, unser Sanatorium treffe auf weitere Probleme, die Situation werde immer komplizierter, denn weder die Palästinenser noch unsere arabischen Nachbarn würden unsere Anwesenheit akzeptieren.

Ich suchte Nadims Augen, ich wollte sehen, ob meine Worte ihn berührten, aber ich konnte seinem Blick nichts entnehmen.

Ich war enttäuscht.

Ich trank einen Schluck Wasser, um Zeit zu gewinnen. Maria nutzte die Unterbrechung und griff nach dem Mikrofon.

»Eine psychiatrische Anstalt«, sagte sie, »damit haben Sie uns überrascht.« Das Publikum lachte.

Sie wollte wissen, ob es Fragen gebe.

Es gab keine.

»Dann ist es Zeit, zum Schluss zu kommen«, sagte Maria und dankte dem Publikum und allen Gästen auf dem Podium. Ich atmete erleichtert auf, ich hatte bereits Erfahrung mit derartigen Konferenzen und wusste, dass die harten Fragen noch kämen, aber vorläufig würde ich mich ein bisschen vom Flug erholen und